

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 21

Artikel: Heimat [Fortsetzung]
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-638936>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 21 - 24. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

26. Mai 1934

Junger Tag. Von Peter Bratschi.

Hinter den Bergen,
Hinter den Zinnen
Blitzen aus Nächten,
Steigen aus Tiefen
Steil in die Bläue
Flammenfontänen.

Nieder sich ducken
Dunkel und Dünste,
Mählich zerfliessen
Nebel und Brodem
Und das Geschlinge
Kriechender Schemen.

Nächteverbunden
Fliehend zur Tiefe,
Wendend sich abwärts,
Knurren der Schründe.
Klaffen des Dunkels
Feige Gestalten.

Höher und höher
Zischen der Strahlen
Blitzende Pfeile.
Silbern ergiessen
Sich leuchtende Wogen
Ueber die Täler.

Bebend erschliessen
Dampfender Erde,
Spriessenden Lebens
Schwellende Reife,

Schmiedenden Hammers
Ehernen Schlag,
Wille zum Werke
Spendest du Tag!

Heimat. Erzählung von Jakob Bosshart.

Copyright by Grethlein & Co. A G., Zürich.

3

Im Hause hatten sich Italiener eingenistet, vor den Fenstern, auf dem Gartenzaun, dem Brunnenstock, dem Holunderbusch, überall hingen schmutzige Kleider, am Bach knieten zwei Weiber auf einem Brett und wuschen Hemden und Strümpfe von allen möglichen Farben, viele Fenster-scheiben waren zer schlagen und die Oeffnungen mit Papier verklebt, das Scheunentor war verschwunden, vielleicht auf dem Herd verbrannt worden, die Hofreite kotig wie eine Lehmgrube. Die Bäume seines Obstgartens waren verschwunden, und zwei Kerle mühten sich eben ab, den Rußbaum, die Zierde und den Stolz des Hofes, zu fällen; der Bauer hörte deutlich das Singen der langen Waldsäge im Stamm. Wie munter sie klang! Wollte sie ihm absichtlich wehe tun?

Lange sah der Tobelhans unverwandt auf den Hof hinab, bis es schließlich wie ein Traum über ihn kam und er von all dem Sanktieren und Zerstören nichts mehr hörte. Nur das wohlbekannte Rauschen des tätigen Baches, das er unten im Dorf schon so oft vermisst hatte, hielt sein Ohr gefangen und plauschte und plauderte zu ihm. Da begann sich bei der sanften, eintönigen Musik das Tal mit Bildern zu füllen, alles, was Hans Schollenberger auf dem Hof einst erlebt, stieg farbig und lebendig aus dem Boden auf, seine sechzig Jahre zogen in unzusammenhängender Gestaltung wie windverwehte Stücke eines leuchtenden Regenbogens an seinem Auge vorüber. Was Glück ist, war ihm

früher bei der Eintönigkeit seines Tagewerks und der Gleichförmigkeit seines Denkens und Fühlens nie recht zum Bewußtsein gekommen, jetzt entdeckte er mit verwunderten Augen, daß ihm einst wonnige, glückliche Zeiten beschieden waren. Seltsame, längst vergessene Erinnerungen wandelten leise über den Hof, legten sich in Wiese und Ader an die Sonne oder zogen sich in den Schatten der Erlenbüsche zurück. Dinge, die ihm früher nicht der Erwähnung wert erschienen, Wichtigkeiten und flüchtige Eindrücke hatten in irgendeinem Winkel seines Gedächtnisses geschlummert und geduldig auf die Zeit gewartet, da sie wieder ans Licht treten durften. Und nun waren sie da, wie farbige Kindermärchen:

Es war an einem Frühlingstag, Hans hatte als Knabe an der jungen Sonne gesessen und aus gelbem Lehm eine Stube und einen Stall mit Menschen und Rügen gebildet, während seine Mutter im nahen Ader arbeitete. Er fühlte die Sonnenstrahlen, die ihn vor bald sechzig Jahren umschmeichelt hatten, jetzt noch durch die Kleider dringen und ihn behaglich bis ins Mark der Knochen erwärmen; er fühlte den kühlen, feuchten Lehm an den Händen, sah ihn unter dem Druck der Finger Gestalt annehmen, bis dem Künstler auf einmal die freudige Erleuchtung kam, die zwei aneinandergesetzten Kugeln von ungleicher Größe, die auf zwei festen Säulen standen, seien das Ebenbild seines Vaters. Mit welchem Stolz stellte er sein Kunstwerk zu den Rügen in den Stall! Er sah die Mutter auf seinen

Auf herbeikommen und sich lächelnd über ihn und sein Werk bücken, er hörte sie mit guter Stimme sagen: „Wenn du nun noch machen kannst, daß der Vater die Rüche an einem Strick nimmt und hinausführt, und daß die Rüche Milch geben und muh machen, so bist du ein großer Hexenmeister!“ Drauf hatten sie einander mit glänzenden Augen angesehen und laut zusammen gelacht, und das Lachen der guten Frau, die sich auf dem Hof nie recht heimisch gefühlt hatte und nun längst zu Erde vermodert war, trieb dem alten Kerl beinahe das Wasser in die Augen. Und auf einmal wußte er auch wieder, wie es tat, wenn sie ihm mit der Hand durchs Haar fuhr, mit ihrer kleinen, von der Arbeit verunstalteten, rissigen Hand, die trotz ihrer Härte so weich streicheln konnte.

Dann schwebte ein Sonntagmorgen heran. Hans ritt auf dem Rücken eines gutmütigen Ochsen zwei-, dreimal ums Haus, vom Vater sorglich gehalten, und lachte halb vor Behagen, halb aus Verlegenheit, weil ihn auf seinem hohen Sitz doch etwas Furcht beschlich. Wie deutlich sah er den Tag vor sich: am Himmel weiße Wolken, deren Schatten für Augenblicke die Sonne auf dem Hof auslöschten; Mücken und Fliegen surrten in Schwärmen vom Boden auf, wenn der seltsame Reiter nahte, und brausten mit den Flügeln kräftig zusammen, von Sommer- und Lebenslust erfüllt, und über ihnen schaukelten sich und leuchteten ein paar Bläulinge. Im Brunnentrog glitzerte das Wasser, das von der Röhre hoch hineinfiel ... Späken badeten sich im Staub und schlugen die Flügel. Sonst große Sonntagsstille auf dem Hof, nur hie und da das Klirren einer Pfanne aus der Küche und hinter dem Haus ein Hahneneschrei, der fest in den leuchtenden Sommertag fuhr, damit der Glanz auch Stimme hätte.

Das Leuchten ringsum weckte seine erste Kindererinnerung. Es war in der Zeit, da er kaum gehen konnte, er lag auf dem Rain im Schatten eines Schlehenbusches und war zum Ueberfluß noch von einem großen Schirm überdacht. Unten dehnte sich ein blühendes Lewatfeld aus, in dem Vater und Mutter gebückt standen und Unkraut ausjäteten. Das Bild des gelben glänzenden Aders hatten seine Augen sechzig Jahre getreulich festgehalten. Warum? Es mußte ein freudiges Ereignis gewesen sein, denn Hans Schollenberger fühlte jetzt noch, wie damals etwas Weiches, sich leise Dehnendes ihm die Brust erfüllte. Hatte er unter dem Schlehenstrauch zum erstenmal Farbe empfunden? Hatte der mächtige Goldglanz seine schlummernde Seele geweckt? Er stellte die Frage nicht, er dachte den Erinnerungen überhaupt nicht nach, er gab sich nur dem wonnigen Gefühl hin, das ihn damals durchsonnte und das bis zur Stunde wunderbar in ihm geschlummert hatte.

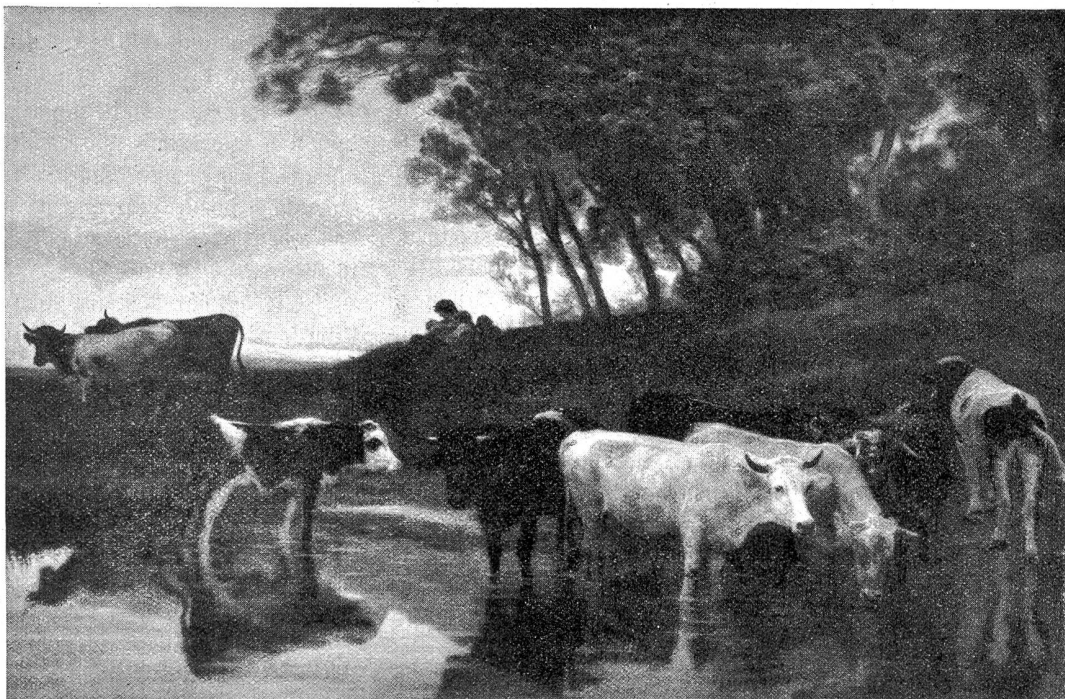
Nach dem goldenen Tag fiel ihm ein roter ein. Es war viel später, er mochte zwölf oder dreizehn Jahre alt sein. Der Herbst lag in der Luft, und die Sonne hatte Mühe, tagsüber den schweren Tau vom Gras wegzutrinken. Der Buchenwald und alle Büsche und Hecken waren rot, das Laub der Birnbäume wie mit Wein übergossen, die Kirschbäume lodernde Flammen. Auf dem Hof war damals eine ganz junge Magd, kaum drei Jahre älter als Hans. Sie hieß Rosine und trug stets ein rotes Tuch um den Kopf. Rosine und Hans sollten Äpfel auflesen, die der

Nebel in der Nacht vom Baume gelöst hatte. Hans hatte seinen nichtsnutzigen Tag und fand es bequem, das Bücken dem Mädchen zu überlassen, sich im Gras auszustrecken und an einem Apfel zu kauen. Rosine aber verstand es nicht so, und als er ihr gar auf ihre Ermahnung hin eine lange Nase machte und sie ein faules Maidlein nannte, fuhr sie zornig auf ihn los, um sich Achtung zu verschaffen. Er setzte sich zur Wehr und bemerkte bald zu seiner nicht geringen Verwunderung, daß er dem Mädchen gewachsen war. Sie hatten sich umschlungen und rangen miteinander, bis Rosine schließlich heraustief, er solle aufhören, sie könne nicht mehr. Keuchend und erschlaffend beugte sie sich vornüber und lehnte den Kopf gegen seine Schulter. Er fühlte ihren Atem heiß und stoßweise an seinem Hals hinabstreichen und dachte: Sind die so schwach? Er wollte seinen Sieg ausnutzen, sie ins Gras werfen und dann recht tüchtig auslachen; aber wie er sie wieder fester fassen wollte, legte sie ihre Lippen behutsam, wie wenn er es nicht merken sollte, auf seinen Mund, küßte ihn leicht wie ein Windhauch und flüsterte: „Du Wüster!“ Da ließ er sie los. Er wollte sie ausschelten, fand aber kein rechttes Wort dazu und wußte nur, daß er auf das freche Ding recht böse war. Schweigsam sammelten sie die Äpfel in den Korb und suchten dann die Erwachsenen auf. Sie waren so fleißig und manierlich an jenem Tage, daß sie gelobt und zu weiterem Wohlverhalten ermuntert wurden. Von da an wichen sie sich aus, das Zusammensein war ihnen unbehaglich, sie konnten sich nicht mehr gerade in die Augen sehen, nicht mehr miteinander sprechen. Kein Zweifel, sie waren sich spinnefeind geworden. Als Rosine ein Jahr später den Dienst verließ, redete Hans sich ein, er sei froh, daß das einfältige Geschöpf fortgehe; aber er gewahrte plötzlich, daß der Hof seit ihrem Weggang ein anderes Wesen angenommen hatte, und in der ersten Nacht fing er, ohne zu begreifen, wie es so kam, auf einmal so laut zu heulen an, daß die Mutter sich erhob und ängstlich fragte, was ihm sei. Er entschuldigte sich mit Zahnweh und nahm auf den Rat des Vaters, der auch erwacht war, einen tüchtigen Schluck Schnaps auf die Zähne, der ihm den Mund verbrannte und ihm so einen verständlichen Grund zum Weinen gab.

Nach der ersten Liebesmorgenröte kam in Wärme und Glanz die Liebessonne. Seine Frau saß vor ihm wie damals, als er sie fragte, ob sie bei ihm bleiben wollte. Auch sie war als Magd ins Haus gekommen, ein Kind armer Leute unten im Land. Es war an einem Sonntag zwischen der Heu- und Kornernte, sie saßen sich gegenüber am Bach im Schatten eines Haselnußstrauches. Er sah sie fast deutlicher als damals; sie hatte sich ein paar blaue Federn, die einem Häher aus dem Flügel gefallen waren, ins blonde Haar gesteckt. Sie war so zierlich und sauber wie eine dieser Federn. Als er ihre Hand ergriff und mühsam die schwere Frage vorbrachte, fing sie zu weinen an. Er wurde ganz verlegen und wollte sie aufrichten; da er keine Worte fand, streichelte er ihr das Haar. Sie ließ es ruhig geschehen und wurde still, sie war wie ein Kind. Dann sagte sie zu ihm: „Ich möchte schon bei dir bleiben, aber ich würde bald wieder gehen müssen; es vergeht keine Woche, daß ich nicht von einem Sarg oder von schwarzen Kirschen träume.“ Er hätte, um ihre Bedenken zu verschweigen, sie gern recht tüchtig aus-

gelacht, aber er vermochte es nicht, er glaubte an Träume wie sie. Zuletzt umschlang und küßte er sie, bis sie lächelte und er feuchte Augen hatte. Die langjährige Angst, für den Hof die rechte Bäuerin nicht zu finden, war nun von ihm genommen, das trieb ihm das Wasser in die Augen.

So drangen die Bilder auf den Tobelbauern ein, erst die kleinen, bedeutungslosen, die wie Schmetterlinge farbig und leicht und flüchtig heranschwebten, dann die großen, die Schicksale bedeuteten: ein Hochzeitszug, ein Tauffest, eine Gräbt, eine Wassernot, die ihm sein drittes Kind fortgeschwemmte. Er ver-



Rud. Kohler: Abend am See.

weilte bei allen mit Andacht, durchlebte, die ihm besonders lieb waren, zwei-, dreimal, und als ihm dann zu Sinn kam, daß man ihm seine Jugendwelt gestohlen hatte, daß er nun einen grauen runzligen Kopf habe und in seinen alten Tagen noch ins Trinken geraten sei und allen Stolz verloren habe, wurde ihm namenlos traurig zumute.

Den ganzen Tag verträumte er oben am Waldrand über seinem Hof. Als er sich erhob, um zu gehen, sprang ihm etwas Schwarzes aus dem Wald entgegen; es war seine Hauskatze. Sie war auf dem Hof geblieben, unter die Jäger gegangen und nährte sich nun vom Raub. Sie schloß ihm gegen die Beine, rieb sich Baden und Ohren an seinen Schuhen und Waden und schnurrte zufrieden dazu. Er streichelte sie und lobte ihre Treue und Anhänglichkeit, er fand sie aber verwildert und verwahrloßt und redete sie freundlich und teilnehmend an: „Wir gleichen einander, wir sind die einzigen, die dem Hof Treue halten, aber es geht uns schlecht, wir sind heruntergekommen, wir sind Lumpen geworden. Das soll nun anders werden, Peter, komm mit mir, ich trag' dich ins Dorf hinab, ich kann dich wohl brauchen, wir können dann miteinander reden.“

Sie war nicht gleicher Meinung; als er sie fassen wollte, entwich sie ihm und floh in den Wald. Sobald sie sich in Sicherheit fühlte, wendete sie sich mit schlauer Miene nochmals um und miaute freundlich, wie zur Entschuldigung. Dann verschwand sie im Gestrüpp. Ja, sie war ihm überlegen.

Von da an stieg der Tobelhans jeden Tag zu seinem Hof hinauf und ließ sich durch kein Wetter abhalten. Er verfolgte den Gang der Arbeiten oder saß sinnend hinter einem Busch oder Baum, wo ihn niemand beobachten konnte.

*

Mehr als zwei Jahre waren verstrichen, das Stauwerk war vollendet. Quer durch das Tobel zog sich eine breite

Mauer, wie für die Ewigkeit zusammengefügt. Weiter unten, in die Schlucht vertrocken, stand das Maschinenhaus, von dem eine schwarze dicke Eisenröhre zu der Mauer hinauf führte.

Das alte Wohnhaus war abgebrochen, ein paar Mauern und der Rachelofen waren allein davon übriggeblieben; nur den Brunnen hatte man verschont, weil man seiner bis zuletzt bedurfte.

„Morgen wird mit dem Stauen begonnen“, sagte der Ingenieur zum Tobelhans, „da werdet Ihr auch dabei sein wollen.“

Dem Bauern trat der Schweiß auf die Stirn: „Was fang' ich an, wenn der Hof nicht mehr da ist, da geht das Elend erst recht an!“

Das unfreiwillige Wort war nicht für den Ingenieur bestimmt, er gab aber doch eine Antwort darauf und meinte recht witzig zu sein: „Da könnt Ihr auf dem Hof baden, Schollenberger. Das habt Ihr noch nicht oft getan!“

Der Tobelhans war nicht zu Epäßen aufgelegt, eine heiße Wut kam über ihn, und er schrie den Spötter an: „Oh, wenn nur mein Bach so wild werden könnte wie ich, dann würde er das Mäuerchen da wegschütten und einen Schelm dazu, dann könnt' ich wieder einmal lachen!“

Der Ingenieur lächelte ihn kalt an und sagte überlegen: „So steht doch zusammen, Ihr und Euer Bach, dann wird es wohl fließen!“

Hans Schollenberger suchte nach einer Abfertigung, aber er war zu zornig, um denken zu können; er kehrte dem andern den Rücken und schritt mit geballten Fäusten zu den Ruinen seines Hauses hinüber. Er arbeitete sich zur Stube durch, zum Ofen, der mitten im Schutte stand und ihn kläglich anschaute. Keine der grünen, zierlich gezeichneten Racheln war ohne Schaden geblieben, die Messingknöpfe, die einst zu beiden

Seiten an den Kanten emporstiegen, waren verschwunden, von Diebeshänden abgerissen, die vordere Fläche war eingedrückt, so daß die Rauchgänge, die sich im Innern kunstvoll verschlangen, bloßgelegt waren. Der Ofen glich einem aufgerissenen Tierleib. Der Bauer legte die Hände an die Kacheln, an denen er sich so oft gewärmt hatte, und redete ihn wie einen Freund an: „Armer Kerl, sie gehen schlimm mit uns um, sie haben uns die Brust zerrissen, es sieht drin wüst aus.“

Er verließ den Trümmerhaufen und ging zum Brunnen, der emsig wie sonst sein klares Wasser in den Steintrog goß, vergnügt dazu gurgelte und etwa im Uebermut um sich spritzte. Der Bauer legte den Mund an die Röhre und trank einen starken Schluck; so gut hatte ihm das Wasser, noch nie geschmeckt. „Du bist allzeit ein tugendhafter Brunnen gewesen“, sagte er, „von wie mancher Zunge hast du schon den Durst genommen! Nun hast du dein Werk getan, es wird nach dem Schollenberger keiner mehr von dir trinken. So tätig sein und nichts mehr tun dürfen!“

Langsam ging er weiter; er hatte sich vorgenommen, von jedem Acker und jeder Wiese Abschied zu nehmen, jedem wollte er noch ein freundliches Wort geben, danken für den guten Ertrag und langjähriges Wohlverhalten, wie treue Knechte und Mägde wollte er sie entlassen. Es war Anfang Mai, die Wiesen blühten und glitzerten frühlingstfroh, im Baumgarten stand das Gras schon fußhoch, da und dort hatte es sich unter seiner eignen Schwere und Saftigkeit gelegt.

In acht Tagen könnte man den ersten Schnitt mähen, dachte Hans Schollenberger, und nun muß das gute junge Gras im Wasser ertrinken, ohne daß ich ihm helfen kann. Jedes Blatt, jede Blüte, jede Wurzel muß sterben, sterben wie ein Mensch. So fiel es dem Bauern ein, und er überschaute die weiten Flächen und überlegte, wieviel Arbeit der Tod da habe.

Was für merkwürdige Gedanken einem kommen können, dachte er.

Er kam an den Bach, wo ein von Bienen umschwärmter Schwarzdornbusch wie mit Schnee behangen über das Ufer ragte. Früher hatte er ihn kaum je beachtet, jetzt heftete sich sein Blick darauf, und er murmelte vor sich hin: „Auch der soll ersaufen.“ Er zog sein grobes Sackmesser aus der Tasche und schnitt ihn über den Wurzeln ab; so habe er einen leichteren Tod, meinte er. Hätte er eine Sense zur Hand gehabt, er würde dem Gras den gleichen Liebesdienst erwiesen haben.

Im Bach sah er ein paar Forellen pfeilschnell durch das Wasser schießen und sich unter der Böschung verbergen. „Versteckt euch nicht“, rief er ihnen zu, „ihr seid jetzt die Meister hier! Wenn ich das Wasser ertrüge wie ihr, es sollte mich keiner vom Tobelhof vertreiben.“

Die Nacht sank herab, als er allen seinen Feldern Lebewohl gesagt hatte. Gesenkten Hauptes machte er sich endlich davon, er hatte noch keinen schwereren Tag erlebt. Unten an der Mauer stieß er auf den Ingenieur, dessen Unbild ihm wieder die Galle auf die Zunge trieb, und er fragte ihn bissig, ob er die Fische auch ersaufen wolle. „Nein, nur eure Grillen, Bauer“, gab der andere schlagfertig zurück und behielt wie immer das letzte Wort.

Vor Tagesgrauen trieb es den Tobelhans wieder hinaus und hinauf, wie es einen Sohn an das Sterbebett seines Vaters treibt. Er mußte seinen Hof sterben sehen.

Alles war noch in Ruhe, nur die Vögel sangen rings in Busch und Wald und erfüllten das ganze Tal mit ihrer ahnungslosen Lust. Eine Lerche stieg aus einem wüsten Acker hoch in die Luft, bis sie ins Sonnenlicht emportauchte, das oben schon durch den Aether flutete, aber noch nicht in die Schlucht eindrang.

Sie hat ihr Nest im Acker, dachte der Bauer und ging behutsam suchend auf dem Felde her und hin. Auf einmal schwirrte es vor seinen Füßen auf, es mußte das Weibchen sein, das auf der Brut gefressen hatte. Wirklich, unter einem Grasbusch lagen fünf nackte Vögelchen, die ihre Schalen kaum einen Tag verlassen hatten. Was sollte er damit anfangen? Das ist ein kurzes Leben, überlegte er, und etwas empörte sich in ihm. (Schluß folgt.)

Die Luftveränderung.

Von Pankratz Kienascht.

Der Zug hält in der rhätischen Hauptstadt. Meine Mutter und ich steigen aus, lassen uns in einen Einspanner hineinschwagen und fahren auf langer, schnurgerader Straße nach einem Dorf, das seines mit verhunzten deutschen Wörtern durchsehten und verbogenen Romanisch wegen berüchtigt ist.

„Fahrt doch dem dort vor! Wir ersticken ja im Staub!“

Kostreiber und Klappergaul tun ihr möglichstes. Es reicht aber zum Vorfahren nicht aus.

Weiß, mit ein paar dunklen Tupfen, wie Schneulen, kommen wir zum Dorf. In der Mitte der Dorfstraße verläuft eine über die ganze Straßenlänge sich erstreckende Langmulde den Dienst des Straßengrabens. Die Legende erzählt, als der Bischof einmal ins Dorf gekommen sei, habe man diesen sogenannten Straßengraben gepuht und dabei im Dreck einen Zweispänner gefunden. Heute verhüllt eine spannendide Staubschicht die mannigfachen Untergründe.

„Fahrt zum Seglias!“

Der Kutscher fragt sich, wie wir landen bei sieben Segliassen; aber jeder erweist sich nach langem Lamentieren als der falsche. Wenn unser Karren wieder anfahren will, gelingt's mit Zungenschnalzen, Peitschenknall und zwid, den Gaul zu wecken. Heftige Zurufe in unverständlicher Sprache, verbunden mit klatschenden Hieben über die Krippe, bringen das wurstfeste, arme Tier zum lahmen Ziehen. Was schließlich nicht ausbleiben konnte, geschah, als wir halbvordurstet waren: wir fanden den Rechten.

„Es braucht etwas, Euch zu finden, Vater Seglias! Wir hätten's bald aufgegeben.“

„Sie hätten nur sollen fragen nach dem Seglias, welcher ist gewesen in Kopenhagen!“

Der Seglias verdiente früher als Zuderbäder ein Stüd Geld im Norden. Mit dem bauert er nun in der Heimat.

„Wie wir Euch geschrieben haben, hat der Arzt dem Kleinen nach der Diphtherie eine halbjährige Luftveränderung im Bündnerland verordnet. Ich hoffe, daß er sich hier kräftigt!“

„Schon, schon!“

„Du' dann ja nicht zu wild, Bub! Trink ja kein kaltes Wasser in die Hise hinein!“

„Kannst ruhig sein, Mutter!“

„Ja, das sagst du so!“